

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort.

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Nachdruck verboten.)

Ein zorniges Gewitter hatte sich soeben ausgetobt. Die Dorfbewohner steckten erleichtert die braungebrannten Köpfe aus dem Rahmen ihrer kleinen Fenster und riefen sich ihre Beobachtungen und Folgerungen in ihrer selbstbewussten, wichtiglugen Art über die Straße.

„Derenhad, ist dös 'n Wetter gweat! Man hat doch g'meint, 's müßt 'n Himmel zerreißen! — 's denkt mir net, daß i hab' so was schon erlebt!“

„Man hat's braucht, Andresel,“ gab der Hagmayerbauer zurück, „man braucht's! Seit dem letzten Vollmond hat's nix mehr runterg'macht! D' Natur war am Verschmachten, und da hat unier Herrgott halt endlich 'n Einseh'n g'habt.“

„Dös schon,“ stimmte der alte Deder-Andreas seinem Freund nachbar zu, „s Grün mag sich jetzt regen.“ Und zu dessen Kind, einem ungefährachtzehnjährigen bildhäßlichen Bauernmäd-
del, das gerade aus der gegenseitigen Haustür trat, um sich an gelegentlich nach dem Wetter zu erkundigen, meinte er verschmüht:

„Gelt Lisbeth! Hab' i recht oder net?“

„Kann's net wissen! Ihr müßt mir's halt auch erst sagen, Andresel!“

Der gutmütige Siebziger trakte sich vergnügt in seinen weißen Bartstoppeln und zog den breiten Mund schief, als ob er Schmerzen hätte. „I mein halt, Lisbeth, — 's Jungvolk kriegt auch's Treiben, grad a so, wie's Jungfeld! Wenn d' Summ wieder außerlugt, leid't 's einen nimmer in der Stuben. Hab' i recht oder net?“

Und wie er sah, daß ihn die frische Dirn misstrauisch anblinzelte, setzte er zu besserer Verständigung hinzu:

„Da guck nauf, da ist's hinzogen, — 's Donnerwetter. Aber'n Weinbodel weg, den Soldaten nach. Ins Unterland!“

Dann sang er jauchzend: „Mein Schatz ist'n Reiter! Zudeidel-dideidideidida! — Sahahababaaa...!“

In urgemüthlicher Schallhaftigkeit verschmelzte der alte Junggefelte seine Bosheit mit einer herzlichen Nachhalbe.

„Ach geht, Ihr macht Spruch!“ schrie ihn die Lisbeth an, drehte sich aber hastig auf einem Absatz herum und streckte ihren schönen, etwas sonnengebräunten Hals so weit wie möglich den hochheilenden Wolken zu, um unter dieser Anstrengung ihre aufsteigende Röte zu verbergen.

Vor noch nicht acht Tagen war nämlich Einquartierung im Dorfe. — Rote Männen! Die hatten das sonst so ruhige Bauern-
dörfchen und ganz besonders dessen weibliche Jugendhönheiten

in eine nicht geringe, aber begreifliche Aufregung versetzt.

Deralte Deder-Andreas aber meinte bestimmt, er habe noch gestern, beim Kartoffelhacken — er hilft nämlich dem Hagmayerbauer bei kleinen Arbeiten noch ab und zu aus —, „ein Paar verbächtige Tränen über der Lisbeth ihre Bädlein kullern sehn“, die nach seiner Behauptung „bald rot, blau und auch bald schwarzleht g'sunklet hätten, und weil der schmutzrote Männen g'reiter, der



Einzug des Prinzen Leopold von Bayern in Warchau. (Mit Text.)

vor sechs Tag drüben aus dem Quartier g'ritten sei, grad 'n schwarzen Schnurrbart g'habt hatt', so hatt' er eben denkt, und so...“

Der Hagmayer hörte diesen Diskurs schmunzelnd mit an und ließ seinen Blick stolz und wohlgefällig auf seinem „Hagmaße“ ruhen. So pflegte er seine Einzige zu nennen, wenn er

mal in guter Stimmung war. Doch nun hielt er es an der Zeit, seinerseits herauszupollern:

„Ob nun grad 's Obedessa von allosi auf'n Tisch kommt, wenn's Mädel bloß no in den höheren Regionen schwabbelt?! — Her mit der Einbreusuppe und dann nüber in' Stadel, — nach'm Rechten g'schaut!“

„Wegerl, der Vater hat recht!“

Mit zwei ausgeprobten Sprüngen war sie die kurze Stein-
treppe hinauf. Unter der Haustür drehte sie sich nochmals nach
ihrem „schalkhaften Gegenüber“ und zeigte ihm verheißend ihren
Drohfinger, den der Andrejel nur mit einem herzhaften Lachen
quittierte.

Er hatte die kleine dreijährige Lisbeth einmal zwei Stunden
lang auf den Armen getragen, damals, als sie sich in den großen
Heinbodelwald verlaufen hatte und er sie mitten im Reihig-
dickicht, hilflos schreiend vor Angst und Müdigkeit, auffand.
Später hatte er ihr dann für ihren Puppenhaushalt kleine Weiden-
körbchen gestochen, und heute lacht dem Vereinsamten das
alte Herz vor Vergnügen, wenn er sich mit dem jungfräulichen
Blut neden konnte. Daß sie ihm dabei nicht ernsthaft böse würde,
wußte er aus reichlicher Erfahrung.

Nachdem nun die alten Nachbarn noch einige Meinungen
ausgetauscht hatten und der Hagmayerbauer befriedigt hinter
seiner Einbreusuppe und seinen Schättartoffeln saß, hatte
eine langjährige Bauernfreundschaft wiederum ihrer selbst-
verständlichen täglichen Pflicht genügt.

Der alte Andrejel aber sah gerade noch, wie die Lisbeth das
Köpfchen mit dem vollen blonden Haarrest trotzig zurückgeworfen,
zur Scheuer ging, die alleinsiehend, mit der Giebelseite gegen die
Straße zu, alle andern Häuser in der Nähe etwas trotzig überragte.

Er steckte schmunzelnd sein Pfeifchen in Brand und machte
sich wieder hinter sein beliebtes Wochenblättchen.

Während diesem idyllischen Dorfintermezzo trat auf der
Bürgerhalde ein junger Mann aus einer Feldhütte, in der er
offenbar Schutz gegen den reichlichen Wasserregen gefunden hatte.
Den braunen Samthut trotzig-led im Nacken, rechte und streckte
er die sehnigen Glieder, als wolle er sie nach der angestrengten
gebühten Stellung in der für einen Mann wie ihn, mit seinen
hundertzweiundachtzig Zentimetern Körperlänge, viel zu niederen,
norddürftigen Hütte, auf ihre weitere Leistungsfähigkeit prüfen.

Mit einem Rud hatte er sein grünes Mädelbindel herunter-
gerissen, und nun klopfte er mit seinem Anotenstock lässig den
weißen Chausseestaub von Peinkleid und Schafstiefeln, während
seine Augen suchend die Anhöhe abstreiften.

Richtig, dort am Wiesenhang, oberhalb des Hohlweges,
lodte ein niederes verwittertes Steinkreuz zu kurzer Raft. Ein
froher Seufzer entfloß der breiten Brust, als er sich niederließ.

Der kräftige junge Mensch auf dem Kreuz, mit dem wilden,
schweißbeladenen, rotblonden Todengewirr auf Stirn und Schlä-
fen, bot, nach dem Gewitter und bei der Abendbeleuchtung, ein
eigenartiges Stimmungsbild, und man hätte sich vor ihm fürchten
können, wenn nicht ein Paar hellblaue, gutmütig leuchtende
Augen würden sein übriges Äußeres Lügen strafen.

Ihn mochte Ähnliches bewegen, denn er sah in stummer Be-
trachtung seiner näheren und weiteren Umgebung versunken,
an der auch sein Gemüt einen reichen Anteil zu haben schien.

Vor ihm erstreckte sich, hinter dunklen Bergwäldern und
grünen Tälern, in seltener Klarheit die lange Kette der schwä-
bischen Voralb. Da war der Hohenstaufen, die Fed, der Hohen-
neussen, die Achalm. Da konnte man ganz im Süden die blauen
Umrisse der stolzen Hohenzollernburg erkennen, und die Abend-
sonnenstrahlen trieben, in Kameradschaft mit den fliehenden
Wolken, ihr nedißches Beleuchtungspiel mit den Riesendün-
mätern einstiger kaiserlicher und herzoglicher Pracht und gewaltiger
politischer Vorgänge. Es war, als wollten sie den Erdensohn
zur Selbstkenntnis seiner Wichtigkeit zwingen vor der all-
gewaltigen Natur.

Links unter ihm, im Tal, lag, von einem mächtigen Berg-
wald begrenzt, in feierlicher Abendruh das Dörfchen Zuri-
mühlbach. Das Ziel seiner dreitägigen Wanderschaft und viel-
leicht — seine neue Heimat!

Er kam vom Bodensee. Im vorigen Herbst hatte er sein
altes Mütterchen begraben, die ihrem Ehemann, dem einstigen
Mühlenbesitzer und Bauer Jakob Friedrich Schwab, nach kaum
sechsjähriger Trennung in Treue gefolgt war. Der Rest der
ehemaligen väterlichen Hinterlassenschaft war pünktlich in Mütter
langer Krankheit und einigen alten Verpflichtungen aufgegangen.

Nachdem er ja den „Abschied“, eine Amittung über „treu
geleistete drei Jahre Grenadierdienste“ von seinem König be-
kommen, und der kalte Winter einem sehr warmen Frühjahr
nun endgültig die Herrschaft abgetreten hatte, nachdem er selbst
es zu guter Letzt durch Fleiß und Arbeit doch noch fertigebracht

hatte, auf dem kleinen Friedhof den ortsüblichen ilterlichen
Grabstein mit goldener Widmung zu setzen, hielt ihn nichts mehr
zurück, der dringenden Bitte der Frau Baise Christine nachzugeben
und in ihrem kleinen einsamen Haushalt die Zuflucht zu suchen,
die dem Schweftersohn gerne gewährt sei.

Da hatte er denn eines Tages vor Sonnenaufgang sein Bündel
geschnürt. Und nun saß er da, an der Schwelle einer zweiten
Heimat, — müde, verarmt, einsam ...

„Verlassen, verlassen, verlassen bin ich!“

So verlor sich sein sonst allzeit heiterer Sinn ins Grübeln.

Nun besann er sich auch erst auf seinen Steinflü. — Was
sollte dieses alte, moosbewachsene Kreuz erzählen? Vielleicht
einen Unglücksfall vor vielen Jahren? Oder gar einen — Nord?

Da — eben glitten die letzten Sonnenstrahlen über das
Dörfchen, gefolgt von den leichten Schatten der Nacht. Auf dem
Hohenneussen blieben sie einige Minuten haften und hüllten
die Ruine in silberne Schleier. Das mächtige Gefühl der Auf-
erstehung und des Reichseins, das nur ganz unempfindlichen
Menschen fremd ist, kam über Martin Schwab. Mutig hatte er
sein Wanderbündel aufgeschwungen und stand nun barhaupt, mit
einem dankbaren Blick am Horizont, wie ein leidhaftiges Gebet
— plötzlich mitten in seiner Heimat. Die Berge und Täler, der
Wald, der Himmel, alle stürmten sie auf ihn ein und begrüßten
ihn freudig wie einen alten Bekannten, der sich einige Zeit tren-
los von ihnen entfernt und nun wieder eingefunden hatte. Ge-
liebtes Schwabenland!

Ein starkes Glücksgefühl und ungestüme Jubel durchbebte
ihn den ganzen Körper und drängte sich hinaus.

„Ach, du klarblauer Himmel, wie schön bist du heut,
Wacht' ans Herz dich gleich drüden, vor Jubel und Freud!“

Dann schwenkte er lustig seinen Hut in die Luft und trat im
Marichtempo den Weg ins Dörfchen an.

„Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wa — andern!“

Am Anfang der Dorfstraße wurden neugierig einige Fenster
aufgerissen. Auch der weiße Stachelkopf vom Deder-Andreas
erschien wieder im Rahmen.

„He, Landsma, woher des Wegs?“

„Grüß Gott, Vetter! Ich komm vom Bodensee, mit meinem
Knopf im Portmonai! — Könnst Ihr mir sagen, wie ich zu der
verwitweten Frau Christine Kern ihrem Häusel komm?“

„Zur Kernchriftel? — Ganz durch, dann links schwenkt marsch,
auf der rechten Seite 's vorlechte, mit den grünen Läden. Am
Giebel ist'n Bodshorn!“

„Vergelt's Gott! — Das muß ein schlechter Müller sein, dem
niemals fiel das Wandern ein — Grüß Gott, schön's Jungferle!
— dem niemals fiel das Wandern ein, das Wa — andern!“

Unter des Hagmayerbauers kleinem Scheementor steht ein
blondes Mädel und schaut in seltsamer Verwirrung dem lustig-
wilden Handwerksburschen nach, bis er ganz durch war und „links
schwenkt marsch“ machte.

Da schlug der Andrejel sein Fenster zu und murmelte etwas
vom vertrachten, wetterwendischen Weibsvolk, das nun und
nimmer einen Bestand hätte.

In das kleine Häuschen mit den grünen Läden und dem
Bodshorn am Giebel war mit Martin Schwab die Freude ein-
gezogen, und in die alte Brennermühle am Heinbodelwald — ein
neuer Knecht.

Die Kernchriftel habe jetzt doch jemand, für den sie auf ihre
alten Tage noch sorgen und beten könne, und nun lasse sie ihn
nicht wieder fort. Er soll nur gleich morgen beim alten Brenner
in der Mühle um Arbeit nachfragen, dem sein Sohn, der Peter,
sei vor zwei Monaten in die Fremde und hätte den Alten mit
dem großen Mähl- und Sägegeschäft allein gelassen. Es wüßte
niemand, wo der nichtsnutzige Gesell sich jetzt täte herumtreiben,
und der Landjäger wäre dagewesen und hätte ihn abholen wollen,
da war aber der lustig Vogel schon heidi, — über alle Berge! —
Wildfrevel oder so was hätte er gemacht. Aber das komme nur
von der Gottlosigkeit und dem schlechten Glauben. Der Martin
möchte nur recht fleißig in die Kirche gehen, daß ihm so was
nicht passieren könne.

Am äußersten Ende des Dorfes liegt in einer kleinen Bergbucht,
dicht am Fuße des Heinbodelwaldes, die alte Brennermühle.
Ein großes Doppelhaus bildet den Hintergrund des Gehöftes,
während links und rechts auf festigem Vorprung sich dichte
Tannenreihen zur Höhe schlängeln, die einem kleinen Gebirgswald
gerade noch Raum und Zeit lassen, dem großen Mählwasserrab
über Holz- und Steingeröll seine Kraft zuzuführen.

Hier hatte Martin Schwab für seine Arbeitslust die neue Hei-
mat gefunden. Der alte Brenner fand an dem kräftigen Burschen
Gefallen, er hatte ihn gefragt, was er könne, und dann gemeint,
wenn er auch sonst umgänglich sei, wolle er ihn gerne einstellen.

Neben dem Mahlgeschäft, das bei der geringen Einwohnerzahl nicht sehr bedeutend war, unterhielt der Brennermüller noch einen zu Zeiten recht schwunghaften Holzhandel und hatte zu diesem Zweck einen kleinen Sägebetrieb angelegt. Bald hatte er auch darin in seinem neuen Knecht eine recht tüchtige Stütze gefunden.

Wenn dann aber, nach einem heißen, arbeitsreichen Tage, das Wasserrad zum letzten Schwingen ausgeholt hatte und in feierlichen Schwingen sich der kühle Abend auf die Mühle senkte, saß der Martin auf dem breiten Brunnenrand im Hof, spielte mit seiner Handharmonika die lustigsten Weisen und sang mit angenehmer Stimme alle die altbekannten Volkslieder seiner großen Heimat.

Anfangs hatte er zu seinem Abendkonzert nur in den schwarzen Tannen eine andächtige Zuhörerschaft, die dann ab und zu recht beifällig mit den Zweigen tauschte. Doch bald fanden sich neugierig einige Bauernburschen ein. Und nun sprach es sich herum im Dörfchen. Nach einigen Wochen war es für die Furtmühlbacher Jugend von sechzehn bis fünfundzwanzig Jahren zur guten Sitte geworden, nach Feierabend oder wenigstens am Sonntag abend sich beim „Müllermarte“ im Brennermühlhof zu einem Liedel oder auch einem kleinen Tänztchen zu treffen.

Da ging's dann oft recht fidel zu. Aber keiner im Dorfe konnte so knize Schnurren erzählen, so freuzfidele Schnaderhüpfeln singen und so gut die Harmonika spielen wie der Martin. Das trug ihm dann auch manchen verliebten Blick ein aus den schönen Augen der Dirnen und fast ebensoviel drohende Gesichter der Burschen.

Da es aber nicht schien, als ob er neben seinen spitzbübischen Bemerkungen der einen oder anderen noch besonders den Hof machte, wurde die liebe Eintracht durch nichts gestört. Im Gegenteil, es bekannte sich bald dieser, bald jener von den jungen Bauern öffentlich zu Martins Freund, und auch der alte Brenner stand gerne unter der Türe und sah wohlgefällig dem bunten Treiben zu. Manchmal wiegte er sich nach der Musik im Dreivierteltakt von einem Bein zum andern oder stieß ab und zu mal einen kräftigen Fuchser aus. Dann aber laute er wieder murrisch an seiner Pseife herum und brummte zornig durch die Zähne:

„Und der meinig läßt sich erwischen, so'n Dappschädel!“

Im ganzen Dorf gab es nach dem Abendläuten nur eine einzige unglückliche Seele, und das war — Hagmayers Lisbeth. Der Vater hielt gar streng auf frühzeitige Nachtruhe.

„Um neun Uhr wird die Tür g'schlossen“, hatte er ihr einmal zur Antwort gegeben. „Dös Nachtg'schwanz könnt' i grad brauchen!“

Was sollte sie dagegen tun? Also, das war abgemacht, beim Vater war in der Sache nichts mehr zu erreichen, und die Mutter war ja schon so lange tot. Da, als ihre Neugier auf die „schönen Brennermühlabende“ und den „lustigen Müllermarte“ von einigen Mägden schon aufs höchste gesteigert war, kam ihr ein rettender Gedanke. Der Deder-Andresel, ihr alter Freund, mußte ihr helfen.

Nach vielen Betenerungen ihrer harmlosen Absicht hatte sie den so weit. Am nächsten Sonntag nachmittag gingen die beiden in den Heimbodelwald, um „Waldmeisterle“ zu suchen, und kamen abends, während der Hagmayerbauer gerade bei der Engeltwirtin seinen Sonntagsschoppen hielt, zufällig am Brennermühlhof vorbei. Da ging es heute ganz besonders hoch her. Der Brennermüller hatte Geburtstag und dieses wegen „ein Fäßel Bahrsch g'schmissen, — fürs Jungvolk“.

„Ach, da schau her, die Lisbeth! Suche! Martel, noch'n Polka!“ rief der rothaarige Siehlermichel.

„Fürn Andresel 'n Steifüßel! — Prost Andresel, tut mir W'scheid!“

Nun wirbelten die Paare im wilden Durcheinander über den Hof. Das war ein Jauchzen und Flattern von weiten Faltenröden, wie bei der Kirchweife. Der Andresel hatte dem Brenner kräftig zugetrunken und benützte jetzt die Zeit, um sich nach den neuesten Holzpreisen zu erkundigen.

Da legte der Martin sein Instrument zur Seite, und der Tanz war aus.

Auf der Stelle, wo der Tanz beendet war, hatte der Siehlermichel die Lisbeth ausgelassen und schrie jetzt mit seiner hellen Schmetterstimme: „Buahn! Mädels! I kenn a Heß! — Der alt Deder-Andresel muß 'n Kriegstüdel hertun!“

„Bravo, bravo! Andresel, 'n Kriegstüdel!“

Bald darauf saß der Alte auf einem kräftigen Eichenstamm, der beim Wasserrad quer am Boden lag, wie ein Feldherr inmitten seiner Truppen und erzählte zum foundsovielten Male die lustige Geschichte, wie sie damals dem badiischen Weizhals die halbe Sau vom Ramin runtergeholt hätten. — Andreas Deder hatte als Ruskettier Anno achtundvierzig das Revolutionsjahr mitgemacht und ist auch schon unterwegs nach Dänemark gewesen, aber die „Blühprenken“ ließen ja damals den Feind laufen, ohne daß die württembergische Infanterie zu Schuß gekommen war.

Diese günstige Gelegenheit hatte der Martin gebraucht und der Lisbeth Hagmayer seine Freude über ihre Gegenwart ausgedrückt.

„Flachstöpfle“, rief er ihr zu, „i mein, wir müßten uns trennen!“ Und munter betam er zured: „Ma müßt sich halt b'sinnen!“ „Natürlich! Du bist ja das schöne Jungferle, das i bei meim Einzug vor vier Wochen zuerst g'grüßt hab'!“

„Ebbes dran kann wahr sein!“

„Siehst, damals hab' i denkt, — dös wär 'n gut's Zeichen. Und jetzt hat mir doch allweil was g'fehlt! Warum bist net schon längst mal runterkommen?“

„Rei Zeit net! I muß den Haushalt führen, d' Mutter ist nimmer da!“

„O du mein! Und noch so jung!“

„Das verschlägt nix! Aber komm, wir müssen zu den andern!“

Unter der Haustüre steht der alte Brenner. Er zupft an seinem rechten Schnauzbart und kneift das linke Auge zu: „Schad um den! Tāt' zu was Besserem taugen, als zum Weiberzipfel!“

Dann nahm er sich in der Stille etwas vor und ging ins Haus. Wie er in seiner Schlafstammer war, schob er den Riegel vor und rückte, nicht ohne sich vorher vergewissert zu haben, daß man ihn durchs Fenster nicht beobachten konnte, einen schweren Eichen-schrank von der Wand.

Engelassen ins Gemäuer auf starken Holznägeln zeigten sich jetzt zwei schwere Jagds Flinten. Die holte er hervor aus ihrer friedlichen Ruhe. Auf dem Bettrand sitzend ölt und putzt er erst die eine und dann die andere. Dabei knirscht er fortwährend durch die Zähne: „Läßt sich erwischen! So'n Dappschädel!“

Währenddem hatte sich auf dem Hof dem Andresel sein „Märchenstach von Anno achtundvierzig“ erschöpft, und der Schwarztritt munter den Heimweg an, langsam, in kleinen Gruppen.

„Marte, kommst mit zur Engeltwirtin?“ rief der Siehlermichel zured.

„Kann sein, i komm nach!“

Unter den letzten ging die Lisbeth; der Andresel war schon im Disput voraus. Gerade, wie sie unter den Tannen aus dem Hof biegen wollte, hielt sie der Martin mit einem geschickten Griff am Handgelenk zured.

„Wart 'n weng, Flachstöpfle! Wie ist's, kommst bald wieder?“

„Kann net, der Vater ist gar streng!“

„Na, weil's grad so selten vorkommt“, versetzte Martin resolut, — „a Bussel kannst mir schon dalassen!“ Und ehe sie sich seiner erwehren konnte, hatte sie es weg, daß es im Hof widerhallte.

Das war der Lisbeth zuviel. „A so a Redheit!“ Mit einem derben Stoß hatte sie sich befreit, so daß der große, starke Bursch beinahe zwischen die Tannen gefallen wäre. „Daß du's nur weißt, — i bin a anständig Mädel! Da derzu such' dir nur a andere aus!“

Nun stand der Martin Ohnwald da und startete der hübschen Dirne nach, die zornig davongeging, um ihren alten Andresel einzuholen. Das war ihm noch nie passiert. Zu seinem Glück hatte es keiner gesehen.

Dann trugte er sich verlegen hinter dem Ohr und schlenderte im Ager über seine „Dummheit“ in den Hof zured.

Hier stand schon wieder der Brenner unter der Haustüre und winkte ihn mit zwei gefüllten Steintrügeln zu sich.

„Komm her, seß' dich zu mir, Martel, und trink mir Bescheid! Prost uns beiden! Auf'n gut's Auskommen!“

Eine Stunde später verhallte der erste Glodenschlag auf der kleinen Dorfkirche. Da huschten zwei graue Schatten über den mondbeschienenen Brennermühlhof und verschwanden im Dunkel der Tannen.

(Fortsetzung folgt.)

Frau Beckeraths Ahnungen.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Sie war ein bißchen abergläubisch, sie gab viel auf Träume und Ahnungen. Das war dem Feldeutum nicht günstig. Nein, sehr heldenmütig hatte sie sich beim Abschied nicht benommen, Frau Beckerath wußte es selbst. Aber er war ihr Letzter, die beiden anderen waren schon fort, und sie allein wußte, wie waghalsig gerade der Fries war.

„Geh, Mutter, mach doch kein so Gesicht“, bat er schmeichelnd, „du weißt, ich kann's nicht leiden.“

„Ich habe so schlecht geträumt!“ seufzte die Frau.

„Schlecht geträumt hat sie — na ja, das ist auch ein Grund, ihrem Jungen den letzten Tag zu verderben!“

„Du wirst sehen, du kommst nach Rußland —“

„Na, denn komm ich nach Rußland!“

„Da wirst du dich schon umgucken —“

„Wie? Das kann doch ganz interessant sein. Da sieht man einmal etwas anderes —“

„Du nur nicht so! Es wär' dir ja doch nicht einerlei.“

„Ei, was wollt ihr denn machen? Ich geh hin, wohin ich geschickt werde.“ Gutmütig nahm der Sohn die Hand der alten Dame und streichelte sie.

„Also wenigstens acht, daß du nicht in russische Gefangenschaft geräthst!“ begann die Mutter wieder. Sie konnte ihre Gedanken nicht von den trüben Vorstellungen lösen.

„Ich glaube, bei den Franzosen und bei den Engländern ist die Gefangenschaft gerade auch nicht zu empfehlen“, lachte er. „Im Gegenteil, bei den Russen ist es vielleicht noch besser. In Sibirien wird man gewiß nicht so scharf bewacht, denn wo soll man da hin? Man kennt daselbst weder Weg noch Steg, Ortschaften gibt es nicht auf viele Meilen. Ich bin vollkommen sicher, da darf man frei herumgehen. Das ist doch ganz interessant. So billig kommt man da nicht wieder hin —“

„Hör auf, hör auf! Wenn man dich hört, sollte man denken, es wäre dein Ideal, in russische Gefangenschaft zu kommen.“



Zum fluchtartigen Rückzug der Russen bei Warschau:
Russische Geschütze und Ausrüstungsgegenstände auf der Rückzugsstrecke gen Osten. — Phot. Zeune & Co.



Moschee im Gefangenentager Wandorf bei Berlin.
(Mit Text.)

„Aber Mutterchen —“ Fritz hörte kaum noch zu. Verflohen schielte er nach der Uhr über dem Büfett. Die Zeit schritt vor, und er hatte doch so zuversichtlich gehofft, die, die er liebte, würde noch kommen, ihm Lebenswohl zu sagen. Es sollte ihm ein gutes Zeichen sein; — wenn sie nicht kam, dann — doch da war sie.

Fritz Bederath sprang auf wie elektrisiert und ging zwei jungen Damen entgegen, die sorben den Wartesaal betraten.

„Wir mußten Ihrem Herrn Sohn doch noch ein paar Blumen bringen zum Abschied“, sagte Frau Dr. Braune nach geräuschvoller Begrüßung mit dem Oberlehrer.

Die alte Dame bemühte sich freundlich zu lächeln, aber ein scharfer Beobachter hätte die innere Abwehr erkennen können. Frau Dr. Braune war eine geschiedene Frau — was wollte die mit ihrem lieben Jungen? Reizend war sie, das mußte der Reid ihr lassen, und klug und taktvoll auch. Sie tat fast zu heiter, nur um seine traurige Empfindung hervorzurufen. Die andere Dame, ein Fräulein Da-

berland, war auch sehr hübsch, aber viel stiller. Die hatte sich Frau Braune wohl nur mitgebracht, um nicht allein zu kommen.

Es wurde Zeit zum Einsteigen. Nun nahm Fritz doch den Arm seiner Mutter.

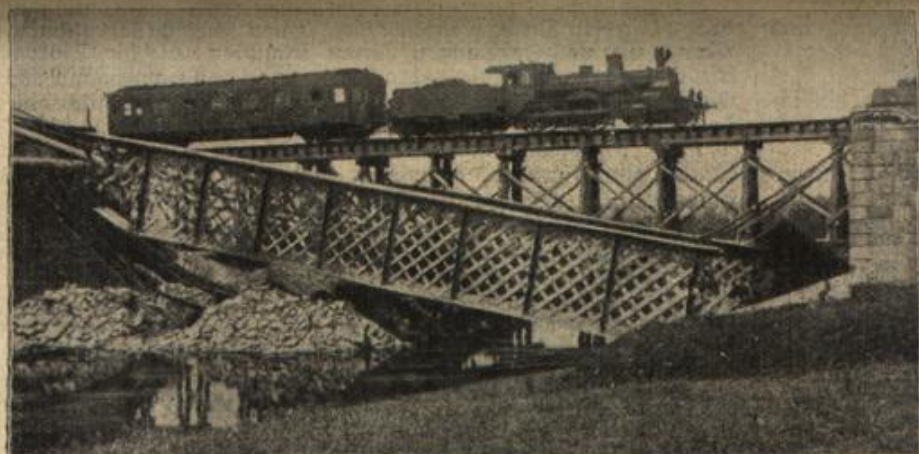
„Also, nun mach dir keine Gedanken; du weißt, ich bin ein Sonntagstind“, redete er ihr zu.

„Ja, wirklich?“ fragte Gertrud Braune neugierig. „Das habe ich noch gar nicht gewußt —“



Französischer Mörserwerfer für schwere Minen.
Nach der französischen Zeitschrift „L'Illustration“.

„Nun also! Wenn Sie einmal hören, daß mir ein großer Schmerz widerfahren ist, dann können Sie annehmen, daß mein Stern im Sinken ist. Das ist auch ein Aberglaube von mir.“



Eine von den Russen zerstörte Brücke in Polen, daneben die von deutschen Pionieren hergestellte Ersatzbrücke.

Frau Bederath konnte es kaum ertragen, in ihrer trüben Stimmung das leichte Geplauder mit anzuhören. Immerhin kam sie durch Anwesenheit der jungen Damen leichter über den Abschied fort. Ihr war immer gewesen, als ob mit dem Austrücken ihres Rüstgürtels alles zu Ende für sie sei.

Eines Tages las Frau Bederath in der Zeitung, daß Frau Dr. Braune sich wieder verheiratet hatte; kriegsgetraut mit einem Hauptmann. O Gott, wie furchtbar! Das war doch der Schmerz, vor welchem ihr Junge sich fürchtete — nun würde er selbst denken, das Glück habe ihn verlassen!



Ein 70jähr. Kriegsfreiwilliger.
Mittler des Eiserne Kreuzes
(Mit Text)

nicht wiederkehren würde. Sie verzehrte sich in Angst, kaum wagte sie, den Brief zu öffnen. „Unerhörten Dusek habe ich wieder gehabt, liebe Mutter,“ schrieb Fritz, „wir wurden gerade von St. M. fortgenommen, ehe die Franzosen dort den neuen Durchbruch versuchten. Die uns ablösen, haben schwer gelitten. Ich hatte eben noch die Nachricht von Frau Braunes Wiederverheiratung erhalten, die



Salvatore Barzilai,
der neue italienische Minister, wurde zum General-
kommissar für sämtliche eroberte Gebiete ernannt

an? In seiner Mutter lebte der feste Glaube, daß ihr Sohn aus dem Osten

Als ihre Vorfälle wurden über den Haufen geworfen, als sie nach einiger Zeit in der Zeitung die Verlobung von Hertahaberland las. Fast gleichzeitig traf die Nachricht von der schweren Verwundung ihres ältesten Sohnes ein. Die geängstigte Frau brach fast zusammen unter der Last der Sorgen. Das Unheil, das sie so lange gefürchtet hatte, nahm seinen Lauf. Man sagt ja immer, daß ein Unglück selten allein kommt. Von Fritz fehlten seit Wochen alle Nachrichten. Wer konnte wissen, ob er überhaupt noch lebte! Und wenn er erfuhr, daß das geliebte Mädchen sich einem anderen verlobt hatte, war es aus mit ihm, dafür konnte sie ihren Fritz.

Eines Morgens klingelte es ganz früh; das ganze Haus schlief noch, die Lina an der Spitze natürlich. — Frau Bederath schlüpfte in ihren Schlafrock und öffnete selbst. Da stand Fritz vor ihr, gesund und vergnügt, und wie immer — sehr hungrig.



Der neue französische Stahlhelm.
Phot. Berl. Illustr. Ges.



Waldfriedhof in den Vogesen, 1000 Meter vor der gegnerischen Front. Selbstphot. Eberth, Kassel

„Wo kommst du denn her?“ fragte sie glücklich.
„Direkt aus Rußland, kleines Mutterchen!“ lachte er und schloß sie in die Arme.

„Ja, hast du denn Urlaub?“
„Ich habe einen Transport zu leiten gehabt, und da bin ich mal ein bißchen herübergefahren. Ich möchte mich rasch verloben.“

„Ach, du armer Bub!“ Ganz blaß war die Mutter geworden, und Tränen standen in ihren Augen.

„Ja, was ist denn? Warum weinst du denn?“ Der Sohn war ehrlich erschrocken.

„Daß ich dir das sagen muß,“ stöhnte die alte Frau, „die Herta Haberland hat sich ja neulich mit einem andern verlobt!“

Frisch Bederath lachte schallend. Er konnte erst lange Zeit gar nicht sprechen. Endlich brachte er heraus: „Ja, natürlich mit einem andern! Ich will ja doch die Thea heiraten.“ Er lachte aufs neue.

Die Mutter griff sich an den Kopf. „Das wußt' ich gar nicht, daß da auch noch eine Schwester ist — o Gott, was hätte mir das für Aufregungen erspart, wenn ich das gewußt hätte!“

„Siehst du, Mutterchen, du hättest doch auf mich mehr hören sollen: mit den Träumen und Ahnungen hast du kein Glück!“

Selig streichelte sie seinen Arm. Sie sagte kein Wort — man muß ja nicht alles sagen, was man denkt, besonders nicht zu seinen Kindern. Aber nun wollte sie ernstlich sich nur auf den lieben Gott verlassen!

Und wer die Lieb' hat ausgesungen . . .

Von E. Fried.

(Nachdruck verboten.)

Der Zug stand zur Abfahrt bereit. Ganz so hoch wie in den unvergeßlichen Augusttagen gingen die Wogen des Abschieds nicht. Die Begeisterung war von einem gehaltenen Ernst durchdrungen. Es war doch schon zu viel Trauriges gesehen. Das mußte den Oberflächlichsten zum Nachdenken stimmen. Die frischen Jüngens, die da nach dem Westen befördert wurden, machten frohe Gesichter. Die vornehmen Mädels waren auch alle so nett mit ihnen, machten Späße und bedienten sie; kein Wunder, daß sie lustig waren.

In der Tür eines Abteils zweiter Klasse lehnte Hauptmann von Voiges. Um ihn kümmerte sich kein Mensch. Er war verwundet gewesen und kehrte jetzt an die Front zurück. Seinen Bekannten und Verwandten hatte er Tag und Stunde der Abreise verschwiegen — wozu der Aufzug? Ja, wenn er eine Frau hätte! Aber der Anschluß war scheinbar ein für allemal verpaßt! Nun, im letzten Augenblick tat es doch weh, so unbeachtet fort zu müssen.

Das heißt: Da vorn die Blonde, die hatte ihn bemerkt. Die wußte auch genau, daß er nach ihr hinsah. Man ist ja nicht umsonst jahrelang „Löwe“ in einer kleinen Stadt gewesen. Da übt sich das. Wie's die Mädels machten, ohne einen Blick hinzuwenden, immer genau Bescheid zu wissen, wenn sie einem gefielen, das allerdings würde ihm ein ewig undurchdringliches Geheimnis sein.

Bestimmt sah er nach der Uhr. Da läßt so was die schöne Zeit vergehen, als ob der Zeiger nicht unerbittlich vorrückt! Noch drei, vier Minuten, dann war's vorbei. Aber sie unterhielt sich immer lustig mit den Soldaten, obwohl man ihr die ganz vornehme Dame doch ansah. Da, jetzt wurde sie angerufen; weiter hinten im Zuge wollte man noch etwas zu trinken haben. Sie mußte mit ihrem Tablett bei ihm vorbei. Sie hob die Augen zu ihm — Donnerwetter, nochmal, das war ein Blick! Der Hauptmann grüßte tief, sie dankte mit leisem Lächeln. Vor dem Abteil, in das sie den Kaffee hineinreichte, blieb sie stehen. Ja, hatte denn das Weib kein Herz im Leibe?

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Als der Hauptmann in Hörweite der Dame kam, sagte er vorwurfsvoll: „Und für mich haben Sie gar nichts?“

Sie stuchte den Bruchteil eines Augenblicks. Dann nahm sie ein kleines Buch und reichte es ihm, indem sie ein paar Schritte neben dem Zug herging. Ganz tief senkte er seine Augen — seine berühmten Augen! — in die ihren. Er sah noch, wie sie rot wurde und winkte, dann entschwand sie seinem Blick.

Wie verzaubert starrte der Hauptmann auf das Buch in seiner Hand. Dann schloß er die Augen. Wundervoll, nach langer Zeit einmal wieder die süße Anruhe zu spüren, die ihm früher in seliger Leutnantszeit so geläufig war! Zug um Zug versuchte er sich das holde Frauenbild zusammenzusetzen, das ihm dies leise pridelnde Gefühl verursachte, für das er sich schon zu alt geglaubt hatte. Als er einjah, daß es nicht gelang, ihre schönen Züge zurückzurufen, rüdte er sich zurecht und besah das Buch. Halt, da stand ihr Name! Thea Brentendorff, Heinrichs-horst. Das klang nach Rittergut. Man würde ihr schreiben können. Befriedigt schob der Hauptmann das Buch in die Tasche.

Die ersten Tage im Felde brachten viel Anstrengung. Es galt, den Franzosen zuvorzukommen, die einen Durchbruch planten. Aber dann, nach tagelangen harten Kämpfen, als die Störfriede fürs erste zur Ruhe gebracht waren, schrieb Hauptmann von Voiges seine erste Karte. Wie ein verliebter Primaner zählte er die Tage, bis Antwort kommen konnte. Und sie kam richtig, so schnell es unter den obwaltenden Umständen möglich war. Nur wenige Worte, ganz förmlich, so wie es zu der Erscheinung, die dem Hauptmann im Wachen und im Träumen vorschwebte, paßte. Er wagte einen weiteren Vorstoß. Er schrieb einen Brief. Kurz, militärisch, forsch! Darin hatte er Übung. Man konnte fast von Weisheit sprechen. Die Angebetete blieb zunächst bei den Postkarten. Aber es ließ sich nicht verkennen, daß auch ihr Ton ein wenig wärmer wurde. Voiges ging herum, von Glück getragen.

Dann kamen die heißen Kämpfe von La Bassée. Die Kompagnie des Hauptmanns von Voiges litt ehr, und er selbst wurde schwer verwundet. Als er im Lazarett zuerst wieder zu klarer Besinnung kam, galt sein schmerzliches Bedauern nur der schönen Thea Brentendorff, die er nun wohl doch nicht würde glücklich machen können.

An Schreiben war einstweilen nicht zu denken. So begnügte sich der Kranke mit Träumen, die von einer schmerzvollen Süßigkeit waren. Ganz leise raunten Hoffnungsstimmen allerlei wunder-volle Möglichkeiten. Erst nach Wochen erfuhr er, daß man ihm das Bein wohl doch noch würde abnehmen müssen. Nun schlug seine Stimmung in jähe Verzweiflung um. Zu Ende alles, was das Leben lebenswert macht — ein Krüppel ohne Beruf, was hatte der noch zu hoffen?

Er wurde nach Wiesbaden überführt, um dort in dem großen Lazarett operiert zu werden und seine Heilung abzuwarten. Hier schrieb er zum ersten Male wieder an Thea Brentendorff. Aber statt der zarten Briefchen voll verhaltener Blut wurde es nun ein ernster Bericht des großen Mißgeschicks und ein wehmütiger Abschiedsgruß. Er rechnete auch gar nicht nach, wann wohl Nachricht kommen könnte. Es war ein Traum — ein einzig schöner — und es mußte ein Traum bleiben.

Witten in seinen trüben Gedanken wurde ihm Besuch gemeldet. Ein Herr trat ein, doch schien er draußen noch mit jemand zu sprechen. Wie ein aller Bekannter trat er an das Bett des Hauptmanns und schüttelte ihm die Hand. Dann lachte er mit einer kleinen Verlegenheit in der Stimme.

„Brentendorff“, stellte er sich vor.

Der Herzschlag setzte bei Voiges aus. Er brachte kein Wort über die Lippen.

„Meine Damen sind auch hier. Sie wollen Ihnen nachher noch „Guten Tag“ sagen. Ich muß nur vorher etwas aufklären.“ Er räusperte sich, dann lachte er freimütig. „Ach was, ich soll Ihnen die Sache schonend beibringen — aber wir sind doch keine Kinder, nicht wahr? Also, die Dame, die Ihnen das Buch damals gab, war meine Frau.“ Er hielt inne, denn der Hauptmann hatte eine unwillkürliche Bewegung gemacht. Der Besucher sah, daß es den Kranken doch wohl angriff, denn er war blaß geworden. Jetzt drängte Voiges selbst zur Fortsetzung.

„Sie hat sich einen Scherz mit mir gemacht?“

„Sie nicht,“ lächelte Brentendorff, „denn sie war gar nicht zu Hause, als Ihre erste Karte kam. Da aber meine Schwester ebenso heißt — ich habe nämlich eine Cousine geheiratet — so antwortete sie, ohne zunächst den Zusammenhang zu verstehen. Nachher machte es ihr freilich Spaß“, bekannte er offen.

Die Tür ging auf. Der Chirurgen kam mit den beiden Damen herein. Sie begrüßten den Hauptmann wie alte Bekannte. Die gesellschaftliche Gewandtheit ließ keine Verlegenheit aufkommen. Die Schwester war auch ein sehr schönes Mädchen, wie Voiges mit Kennerblick feststellte; ein wenig zu frische Farben, aber das mochte nur eine Folge der immerhin eigentümlichen Situation sein. Das schadete ihr auch nichts, denn wenn man so recht überlegte, war's doch ein starkes Stück!

„Sagen Sie mal, verehrter Herr Hauptmann,“ unterbrach da der Chirurgen die rasche Gedankenfolge des Leidenden, „was sehen Sie denn da für Mären in die Welt? Ihnen würde das Bein abgenommen? Ja, wie kommen Sie denn darauf?“

Voiges war starr. Kaum war er imstande, zu antworten.

„Es ist mir in Grandpère gesagt worden“, stotterte er verlegen.

„Ich denke ja gar nicht daran“, rief der alte Herr burleskos.

„Sie werden noch den Vortänzer bei Hofe machen, wenn's verlangt wird!“

„Na, wenn auch das nicht gerade“, sagte der Verwundete, denn die neue Gemütsbewegung die Gedanken in totem Wirbel durcheinanderjagte. „Ich bin ja schon mit viel weniger zufrieden.“ Er schloß einen Augenblick die Augen, wie um sich zu sammeln. Als er sie wieder aufschlug, fiel sein Blick auf die Schwester des Herrn Brentendorff.

Eine feierliche Stille lag über dem Raum.
Dann verkündete ein Lächeln voll Mut, Hoffnung und Zuber-
sicht die Tüge des Leidenden.

Schätze auf dem Meeresgrund.

Von Alfred Nello. (Nachdruck verboten.)

Ein findiger Kopf hat einst das Wort geprägt: „Das Geld liegt auf der Straße.“ Wenn das Glück hold ist, der findet auch den Weg zum Wohlstand oder Reichtum im Vorübergehen; aber nicht nur auf der Straße, sondern im ganzen Weltall sind noch unermessliche Reichtümer verborgen, die wir nur durch Anwendung von Millionen oder gar nicht nutzbar machen können. So lagern unermessliche Schätze auf dem Meeresgrund. Das Meer selbst gibt uns in seinen Millionen von Lebewesen, die uns teilweise zur Nahrung dienen, die Möglichkeit, im Handel und Verkehr Reichtümer zu erlangen; jedoch ebenso beharrlich hält das Meer vor ihm verschlungene Schiffsgüter fest, um sie nimmermehr freizugeben. Wer diese verfunkenen Schiffsladungen sämtlich heben könnte, würde sich unermesslich reich nennen können. Die Meereswogen hätten seit Jahrhunderten Millionen an Geld- und Goldeswert. Im Oktober 1799 strandete bei der Insel Terichelling an der holländischen Küste das Segelschiff „Lutine“. Es hatte an Bord 330 Barren Gold, 179 Barren Silber und 2½ Millionen Mark in geprägtem Gelde. Insgesamt hatte diese Ladung einen Wert von 24 Millionen Mark. Holland versuchte alsbald, die Schätze zu retten, aber das Meer hatte das Boot mit so gewaltigen Sandmassen umgeben, daß es unmöglich war, auch nur einen Pfennig von den aufgestapelten Reichtümern bergen zu können. Später versuchten englische Taucher, die Schätze zu heben. Es wurden nach fünf mühseligen Versuchen zwei Millionen Mark dem Meere abgenommen. Aber noch lagerten an 22 Millionen auf dem Meeresgrund, fest eingebettet im Meeresand. So ruhten diese Schätze fast hundert Jahre auf dem Boden der Nordsee. Da kam im Jahre 1909 ein englischer Ingenieur namens Dale auf den Gedanken, einen neuartigen Tauchapparat zu erbauen, der aus einer Anzahl großer Rohre besteht, die die Sandmassen um das Schiffswrad fortzuschaffen. In 24 Stunden vermag dieser Apparat, der auch eine Arbeitskammer für den Taucher besitzt, 40 000 Tonnen Sand aufzusaugen. Aber man arbeitet schon seit ungefähr drei Jahren an der Hebung dieses Millionenreiches, und selbst, wenn es gelingt, das Schiff freizulegen, fragt es sich noch, ob die Meereswogen nicht Tausende der Goldstücke auf dem Meeresgrund im Laufe der Jahre verstreut haben. Dann beginnt für den Taucher eine neue und mühselige Arbeit, den Meeresboden nach diesen Schätzen abzusuchen.

Einen ähnlichen Versuch unternahm im Jahre 1910 eine Expedition von Neuschottland aus. Sie wollte einen in der Murray-Bai ruhenden Schatz einer hier vor hundert Jahren gescheiterten spanischen Galeere heben. Es war bisher jedoch infolge der starken Meeresströmungen nicht möglich, an das Schiff gelangen zu können. Fünf Millionen Geldeswert ruhen seit 45 Jahren auch auf dem Grunde des Huronsees als Ladung eines Dampfers, der hier bei einem Schiffszusammenstoß im Jahre 1865 mit 115 Personen unterging. Von einer sagenhaften Goldflotte, die in schwedischer Zeit bei Neval auf dem Meeresboden versank, hoffen tühne Taucher immer noch Schätze bergen zu können. Man hat im Jahre 1910 vergeblich nach diesen goldenen Reichtümern gesucht, von denen man sich erzählt, daß sogar der Rumpf jenes Schiffes aus purem Golde bestehen soll. Den größten Schatz birgt das Meer in der Bai von Vigo, wo die Spanier während einer Seeschlacht die Summe von 480 Millionen Mark ins Meer versenkten, um sie nicht den Engländern preiszugeben. Diese Summe brachten die Spanier aus ihren westindischen Kolonien mit. Bisher konnte man von diesem Kriegsschatz nur 6 Millionen retten.

Bei diesen Vergungsversuchen ist es einzig und allein der Bagemut des Tauchers, der zu einem Erfolge führt. Es gehört viel Besonnenheit dazu, sich in bedeutende Meerestiefen hinabgleiten zu lassen. Länger als 25 Minuten kann ein Taucher nicht unter dem Wasser verweilen, und viel gefährlicher als der Abstieg ist der Aufstieg ans Tageslicht. Die Meereswogen üben einen Druck, der 50 bis 80 Pfund auf den Quadrat Zoll beträgt, auf den Körper aus. Darum darf der Aufstieg nur ganz langsam erfolgen, sollen die Blutgefäße der Wogenlast standhalten können. Die größte Meerestiefe erreichte der englische Taucher Gunner Catto mit 210 Fuß. Um wieder ans Tageslicht emporzusteigen, brauchte er eine reichliche Stunde, denn ein plötzliches oder schnelles Emporsteigen hätte ihm durch Zerreißen der Blutgefäße unfehlbar den Tod gebracht.

Die Arbeit der Taucher hat jedoch auch wiederholt den Nutzen

gehabt, daß größere Summen den Meereswellen entzissen werden konnten. Goldbarren im Betrage von 1½ Millionen Mark konnten durch Taucherarbeiten aus dem spanischen Schiff „Alphonso XII.“ entnommen werden, das bei den Kanarischen Inseln gestrandet war. Mit dem Untergang des englischen Dampfers „Oceana“ wären 15 Millionen Mark verloren gegangen, hätten die Taucher nicht einen Teil der Goldschätze aufgefunden. Es handelte sich hierbei um die schwierige Aufgabe, im Schiffsinnen die Kapitänstajüte aufzusuchen, alsdann in einer Schuttlade den Schlüssel zum eisernen Geldschrank zu finden und diesen zu öffnen. Da hieß es, sich den Weg über Trümmer und durch dunkle Gänge bahnen, und wenn man glaubte, dem Ziele nahe zu sein, warf eine tödliche Meereswoge die Goldsucher wieder zurück, so daß die Arbeit von neuem beginnen konnte. Mit jedem Handels- und Passagierdampfer, der sein Grab in der Meeres-tiefe findet, gehen auch zugleich Millionenwerte an Schiffseigentum, an Frachtgut und Eigentum der Passagiere verloren. Auf 350 Millionen Mark bewertet man die Schiffsverluste in den letzten Jahren. Auf allen Meeresgebieten hat der Meeres- und Wettergott sich von den Schiffen seinen Tribut zahlen lassen, und kramphast hält er diese Millionenwerte fest, um sich durch die Unerschöpflichkeit der Taucher nur mühsam einen geringen Teil wieder abringen zu lassen. Am hartnäckigsten hütet das Meer die Schätze der „Titanic“, die für immer, unerreichbar für des Menschen Hand, auf dem Grunde des Meeres lagern.

Wiederum besitzt das Meer aber auch Millionenwerte, von denen wir nach unserem Wunsch und Willen zur Geringe empfangen können. Perlen, Korallen, Muscheln und Seetiere aller Art erhalten die Menschen von ihm zum lohnenden Erwerb. Aber viel höher sind die Summen zu schätzen, die das Meer alljährlich in seine Tiefen zieht. Jahrhundertlang bereitet es ihnen ein stilles Grab, dessen Entdeckung nur einem Zufall zu verdanken ist, wie vor fünf Jahren das Auffinden eines gestrandeten Schiffes an der Küste von Tunis, das eine Ladung kostbarer griechischer Kunstgegenstände aus Marmor enthielt und demnach über 1900 Jahre unentdeckt geblieben ist. Wenn auch durch unsere modernen Sicherheitsvorrichtungen heute jedem Unglücksfall auf der Seefahrt nach Menschenmöglichkeit vorgebeugt wird, so kann trotzdem der launische Gott Neptun seinen Dreizack mit solcher Heftigkeit schwingen, daß die Wellen die stolze Schiffslast verschlingen. Aber das Gold auf dem Meeresgrund ist schwerer zu finden wie das auf der Straße, denn das Wasser hat keine Balken, und oft müssen hohe Kapitalien aufgewendet werden, ehe man an eine Vergung der gesunkenen Schätze denken kann, die auch dann vielleicht nur zum Teil wieder gehoben werden können.

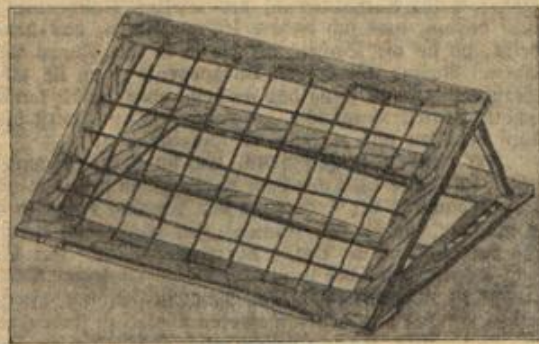
Sinnspruch.

Schlürst du des Lebens Freudenwein — Halt ein!
Triffst dich des Lebens Sturmgebraus — Halt aus! S. Promber.

Fürs Haus

Verstellbare Reklissenstühle.

Viele kranke Krieger müssen mit dem Kopf hochliegen. Dafür genügt dann die Stärke des Reklissens nicht, und man sucht bei der Hauspflege das Pfahl durch Unterlegen von Tüchern, Kissen usw. auf die erforderliche Höhe zu bringen. Besser würde diesem Zweck eine verstellbare Stühle dienen, wie sie in Krankenhäusern verwendet wird, wie man sie in einschlägigen Geschäften kaufen, sich aber auch mit Hilfe des Haus-tischlers selber and billiger herstellen kann. Man läßt sich, wie aus der Abbildung ersichtlich, zwei einfache Holzrahmen in der Breite des Reklissens anfertigen und beide Rahmen an der einen Längseite durch zwei Scharniere miteinander verbinden. Der untere Rahmen erhält zudem eine flache Querleiste, in den oberen werden Löcher eingebohrt, mit deren Hilfe man den Rahmen kreuzweise recht stramm mit Schnur oder Bindfaden bespannt. Um den Rahmen nun beliebig verstellen zu können, erhält der obere an den beiden freien Enden noch je eine Stütze mit Scharnier, der untere schräge Einleibungen, in welche die Stützen eingreifen. Mit Hilfe dieses Rahmens kann man dem Kopfstücken jede beliebige Höhe geben, was sich auch in Zeiten der Konvaleszenz als sehr angenehm für den Patienten erweist.



Der Einzug des Prinzen Leopold von Bayern in Warschau. Der Oberkommandierende der 9. Armee zog in Begleitung des Herzogs Ernst Günther, des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und zahlreicher hoher Offiziere in die Hauptstadt Polens ein. Auf dem Sächsischen Platz, vor der prunkvollen Alexander-Newsky-Kathedrale, nahm der Prinz die Parade ab und überreichte dann persönlich den Mannschaften, die sich besonders verdient gemacht hatten, Eisene Kreuze. Hierauf bezog Prinz Leopold in dem alten polnischen Königsschloß, Velvedere Quartier und empfing dort eine Abordnung, die die Ergebenheit der Stadt zum Ausdruck brachte.

Die Moschee im Gefangenenlager Wandsdorf bei Berlin. Im Gefangenenlager Wandsdorf bei Berlin, das den kriegsgefangenen Mohammedanern als Unterkunftstätte dient, ist vor kurzem eine Moschee, ein Gotteshaus für die Anhänger des Islams, ihrer Bestimmung übergeben worden. Das dortige Mohammedanerlager, das von dem Russen-, Franzosen- und Belgierlager streng getrennt ist, beherbergt etwa 4000 Mohammedaner: Araber, Indier, Marokkaner, Sudan- und Senegalneger, die an der Westfront von den deutschen Truppen gefangen genommen wurden. Um ihnen Gelegenheit zu einem geregelten Gottesdienst zu geben, ist diese Moschee errichtet worden, die die Form eines Sechseckes hat, mit einem schlanken, weithin sichtbaren Minarett davor. Das Gebäude erhielt einen weiß und grau gestrichelten Anstrich.

Ein 70-jähriger Kriegsfreiwilliger Ritter des Eisernen Kreuzes. Der Schlächtermeister Fuß, der seit 40 Jahren in Helsingborg in Schweden lebt, trat bei Kriegsausbruch bei demselben Regimente ein, bei dem er schon 1870 für sein Vaterland gekämpft hatte. Fuß nahm an der Eroberung von Antwerpen und an mehreren Gefechten im Osten teil und ist nun mit dem Eisernen Kreuz geschmückt nach Helsingborg zurückgekehrt.

In der Desinfektionsanstalt des Reservehospitals zu Leipzig in Mähren. Schwefelern, die beim Reinigen der Leute behilflich sind, werden mit einer besonderen Tracht bekleidet, deren Beschaffenheit die Übertragung von Ungeziefer unmöglich macht.



In der Desinfektionsanstalt des Reservehospitals zu Leipzig in Mähren. (Mit Text.)

Allerlei

— Dame: „Sagen Sie, Herr Berger, ist es nicht sehr schwer, ein bekannter Maler zu werden?“ — Maler: „Wenn man immer die Leinwand, Pinsel, Farben, Rahmen und die nötige Schmeichelei hat, dann ist es nicht allzu schwer.“ — Dame: „Ja, aber man muß doch auch Talent haben.“ — Maler: „Nun ja, manchmal schadet das ja nicht.“

Laß deine Ausgaben nicht deine Einnahmen übersteigen! Bei den heutigen Zeiten ist es nicht leicht, Maß in allen Dingen zu halten. Und doch: bei einiger Schärfe gegen sich selbst, allen Egoismus beiseite gelassen, geht es lieber. Nur richtig rechnen gehört dazu. Nichts kaufen, bevor nicht das Geld dazu vorhanden ist. Stets alles, was man einkauft, bar bezahlen. Keine Schulden machen. Sie sind leicht geschlossen — aber schwer, sehr schwer bezahlt. Auch keine unnützen Sachen einkaufen! Beschränke deine Ausgaben auf das wirklich Notwendige und sammere dich nicht darum, was sich andere leisten können, von denen du nicht einmal weißt, ob sie die Sachen, die dir so in die Augen stechen, auch bezahlt haben. Rechne mit deinen Ausgaben so, daß sie nie deine Einnahmen überschreiten, und freue dich an dem, was du dir kaufen kannst, ohne mit andern Leuten Vergleiche zu ziehen. Dann wirst du stets einen klaren Kopf behalten und zufriedenen Herzens sein. M. M.

Zur schätzenden Jungfrau. Ein namhafter Baumeister, ein Italiener, erhielt im Jahre 1554 von dem Zaren Iwan dem Schrecklichen den Auftrag, zum Gedächtnis der Eroberung der Provinz Kasan in Moskau eine Kirche zu erbauen, welche den Namen „Zur schätzenden Jungfrau“ erhalten und alle vorhandenen an Pracht übertreffen sollte. Der Baumeister durfte es nicht wagen, eines der herrlichen Bauwerke seiner Vaterstadt Florenz zum Muster zu nehmen; er sah sich vielmehr genötigt, etwas Seltsames zu erfinden, um vor dem rohen Despoten Beifall zu finden, und so baute er denn die wunderliche Kirche, welche noch heute die merkwürdigste unter den dreihundert Kirchen Moskaus ist. Aus ihrem Dache erheben sich hiebzehn groteske Kuppeln, jede von verschiedener Gestalt und Farbe, die lässend in aussehenden wie rote, grüne, blaue, gelbe Lampions, Zwiebeln, Kürbisse, Melonen, Ananas und andere Früchte. Über dieses Bauwerk sprach Iwan seine außerordentliche Zufriedenheit aus und schenkte dem Baumeister einen großen Sad voll Goldstücke, als derselbe nach Beendigung des Baues sich bei ihm verabschieden wollte, um nach Italien zurückzukehren. Dann aber sagte er zu ihm: „Damit du dich nicht verführen lässest, in Italien einen

ähnlichen Prachtbau aufzuführen, so sollen dir vor deiner Abreise die Augen ausgestochen werden.“ — Vergeltens versicherte der Künstler, daß ihm niemals einfallen würde, die Residenz der kunstsinigen Mediceer mit einer ähnlichen Kirche zu schmücken; er wurde gelassen und lebte als blinder Mann noch lange in Moskau. Sein Vaterland Italien hat er nie wieder betreten.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im Oktober. Immer noch wartet der fürsorglichen Hausfrau viel Arbeit. Jetzt muß sie hauptsächlich darauf bedacht sein, Obst für den Winter einzusammeln. Da das Obst für die Ernährung und die Gesundheit der Menschen eine große Bedeutung hat, empfiehlt es sich, für die Winterzeit einen nicht geringen Vorrat anzuschaffen. Zunächst muß das Obst in einem kühlen Raum sorgfältig nebeneinander gelegt werden; erst wenn es kalt wird, kann es in den Keller gebracht werden. Mit dem Konservieren darf die Hausfrau noch nicht aufhören. Ja, jetzt gibt es ja erst Zwetschgen in Galle und Äpfel und nun muß wieder Mus gefocht, gedörrt und eingemacht werden. Außerdem gibt es jetzt Tomaten, Preiselbeeren und Kürbis, die auch alle des Einmachens harren. Hinsichtlich des Kürbisses ist zu bemerken, daß nicht der faserige Feldkürbis eingemacht werden darf. — Für den häuslichen Tisch kommt jetzt besonders der Gänsebraten in Frage. Es ist ratsam, beim Einkauf einer Gans nicht billige Preise zu bevorzugen, denn billige Gänse sind minderwertige Gänse. Es muß auch sorgfältig darauf geachtet werden, daß die Tiere schön weiß und hart aussehen; blaue Flecke verraten nichts Gutes. Außerdem sind Aale, Forellen, Hechte, Karpfen, Steinbutt, Schellfisch, Dorsch und Kaviar zu empfehlen. Als Gemüse kommen jetzt hauptsächlich Zeltowter Rüben, rote Rüben, Kohl, Endivien und Sellerie in Frage. — Zu Ende des Monats müssen die Wohnungen schon regelmäßig geheizt werden. Da hat die Hausfrau darauf zu achten, daß dieses

ordnungsmäßig geschieht. Infolge des Heizens kommt es oft vor, daß die Zimmertapete in der Nähe des Ofens abplatzt und wieder angeklebt werden muß. Um ein weiteres Abplatzen zu verhüten, empfiehlt es sich, den Kleister mit Dextrinpulver zu vermischen. S. B. **Der Zäpfchenbaum** ist ein eigentlicher Gebirgs-Obstbaum. In der Schweiz steigt er von allen Obstsorten am höchsten. Er gedeiht noch bei 1500 Meter Höhe. **Durch unreines Wasser** kann die Milch eines unangenehmen Beigeschmacks erhalten; auch ihre Haltbarkeit kann dadurch beschränkt werden. Wenn Milch schon nach einigen Stunden verdirbt, so ist oft schlechtes Trinkwasser daran schuld.

Auflösung.

C	A	Z			
U	A	R	M	E	A
I	R	L	A	N	I
A	M	A	L	I	E
Z	E	N	I	T	E
N	D	E			

Palindrom.

Ich lebe in dem Tropenland,
Dahin die Reichen umgewand,
Dann bin ich in dem deutschen Land
Die als ein Nebenfluß bekannt.
Julius Gold.

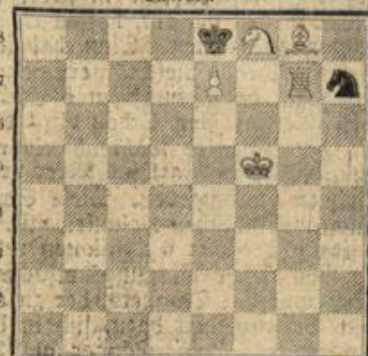
Problem Nr. 139.

Von J. Kohn u. C. Kodelkorn.
(Deutsche Wochenschau 1912.)
Schwarz.

Geographisches Rätsel.

A	A	D	E	E	E	F
H		L		M		R
H		L		N		T
L		L		O		U
T		L		R		U

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die senkrechten Reihen ergeben:
1) Stadt am arkt. Meer. 2) Stadt in Schottland. 3) Nebenfluß der Donau. 4) Europäische Hauptstadt.
Die obere wagrechte Reihe nennt ein Land in Nordamerika.
Laura Schaller.



Weiß.
Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Schach: Wein, Heim, Weinheim.
Des Bilderrätsels: Lebe dem Augenblick und schaffe für die Zukunft.

Alle Rechte vorbehalten.